



Illyrisches Blatt.

Nr. 4.

Samstag

den 28. Jänner

337.

Einer jungen Braut.

(Zum Abschiede.)

Wir sind so froh gestimmt! die Liebe windet
Den Festkranz einer lieben Braut in's Haar,
Und mit dem Band, das Hand an Hand uns bindet,
Ward auch das Ziel der Weiblichkeit ihr klar.

Wir sind so früh gestimmt! denn Liebe führet
Die liebe Braut hinweg aus uns'rem Haus;
Ihr kann, was wir in treuer Brust verspüret,
Als Wunsch nur folgen in die Welt hinaus.

Doch sie ist gut, ist schön, — des Himmels Segen
Ist ihr gewiß, indem sie Abschied nimmt;
Sie geht zwar, — doch sie geht dem Glück entgegen:
Wir waren trüb, nun sind wir froh gestimmt!

Joh. Gabr. Seidl.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Schon einige Male haben die illyrischen Blätter eines Journals freundlich gedacht, das in der Residenzstadt Wien erscheint und unter dem Titel: „Wiener allgemeine Theaterzeitung, Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben“ sich bereits einen bedeutenden Ruhm erworben hat. Es wird sehr viel gehalten in unserer Provinz, es hat große Verbreitung in der ganzen Monarchie und im Auslande, aber je mehr Aufschwung es erhalten hat, desto mehr muß man sein Fortschreiten, sein immer besseres Streben, seinen stets gediegeneren Inhalt beloben und auszeichnen. Besonders hat es sich heuer hervor gethan. Es sind zwar erst achtzehn Blätter dieses

Journals erschienen, aber sie haben sogleich freudige Anerkennung gefunden. Gleich das Neujahrsblatt bietet eine Musterkarte alles Wissenswerthen und Interessanten. Über fünfhundert Artikel, Correspondenz-Nachrichten, größere und kleinere Aufsätze liefert allein die erste Woche! Darunter sind aber nicht etwa bekannte Dinge; nein, Alles ist neu, pikant, ergeßlich, alle Welt befriedigend, witzig, launig und erheiternd. Wir wollen keiner Zeitschrift zu nahe treten; aber was für Verheißungen sind in neuester Zeit angeregt worden; ganze Speise-Zettel von Rubriken sind in die Welt geflogen. Wir haben uns die Vielversprechenden kommen lassen und der Berg hat eine Maus geboren! Nun ist aber nichts verderblicher für eine Zeitschrift, als die großen, ungeheuern Anregungen, wenn sie dann nicht erfüllt werden; wenn das Publicum schales Gewäsch, ohne Witz, ohne Saft und Kraft kaufen soll und dabei noch denken: das sey das Rechte! Drum müssen die illyrischen Blätter der Wiener Theater-Zeitung zum Lobe nachsagen, daß sie redlich erfüllt, was sie versprochen, daß sie in der That ein Centralblatt für alle Welt ist, und daß Niemand ihre zahlreichen Nummern unbefriedigt aus der Hand legen wird. Dabei die Schnelligkeit, mit der sie jede Novität zu besprechen weiß. Da ist keine Tagesbegebenheit, kein wichtiges, kein komisches oder tragisches Ereigniß, das hier nicht seine originelle Schilderung fände. Zu was hält man sich auch Zeitungen? Man will wissen, was in der Welt vorkommt, wie es außer uns'rem Kreise aussieht; man will fremde Meinungen, Ideen, Ansichten erfahren. Man will sich belehren, erheben, erhei-

tern; erfüllt ein Journal dieß nicht — bringt es verschollenes, längst gedrucktes, abgedroschenes Zeug, dann mag es ungelesen und ungehalten bleiben. Da die Wiener Theaterzeitung keinen dieser Mängel besitzt, so wollen wir ihr bei unsern Lesern auch für 1837 die freundlichste Anempfehlung schenken. Sie verdient sie; denn sie ist reich an trefflichen Beiträgen für jede Leselust. Sie erregt das schöne Geschlecht durch rührende und ergreifende Erzählungen und Novellen, die heitere Jugendwelt durch Spiele des Witzes und der Laune, die ernsteren Männer durch wissenschaftliche Forschungen und geläuterte Lebenserfahrungen; sie schreibt über die Künste, über das Theater, über Literatur, Musik, über Luxus, Mode, Geselligkeit, Zerstreuung. Sie gibt Nachrichten über Industrie und Handel, Eisenbahnen, Dampfmaschinen, über wichtige Entdeckungen und Erfindungen; erzählt, was geschehen, die Tugungen des Glückes, die Launen des Schicksals; sie gibt ein Bild vom Leben, vom Wirken, vom Regen und Treiben der ganzen Welt; ein Correspondenz-Blatt von der bewohnten Erde, immer interessant, immer umfassend, immer gebiegen, immer pikant.

Daher glauben die illyrischen Blätter, die Wiener Theaterzeitung werde fort und fort ihr Glück machen und ihren Lesekreis immer vermehren. In unserer Provinz wollten z. B. einige Lesefreunde, dem Neuen huldigend, die fleißige Theaterzeitung einmal bei Seite legen und nach einem andern Blatte greifen. Aber sie sahen alsobald, daß das liebgewordene Journal nicht so leicht zu vergessen war. In acht Tagen schrieben sie wieder an die Postämter und Buchhändler, und die Wiener Theaterzeitung mußte wieder ihre Wanderung in unser Vaterland antreten. Dieß aber ist gerade das größte Lob für sie, und dieses Lob kann und soll hier nicht unterdrückt werden.

Man abonniert auf diese Zeitschrift, welche wöchentlich fünf Mal erscheint und mit wahrer Eleganz ausgestattet ist (auch drei Mal so viel Text enthält als so manches andere Journal), bei allen löblichen Postämtern der ganzen Monarchie, besonders in Laibach, Klagenfurt, Graz, Triest, Wien, Mailand &c. &c. halbjährig mit zwölf Gulden C. M. Hierfür erfolgen noch insbesondere alle Wochen prächtige illuminierte Kupferstiche, Modenbilder, theatrale Costümes, dergleichen wohl keine ähnliche Zeitschrift schöner und in größerer Anzahl aufzuweisen hat. Ohne zu übertreiben kann gesagt werden, daß die vortrefflichen Bilder allein das Geld werth sind, was die Theaterzeitung kostet,

und daß diese herrlichen Bilder verdienen, in Glas und Rahmen aufbewahrt zu werden.

Bemerkungen über Volksarzneien.

(Aus dem Aufmerksamen.)

Es gehört zum Berufe des Arztes, das physische Wohl der Menschheit zu wahren; das, was dem Volke Gefahr droht, zu nennen, ist des Physikers nähere Pflicht; nur sie und Liebe zur Wahrheit vermögen mich, frei meine Meinung zu äußern über alt bestehende Dinge, die unter dem Scheine der Wohlthat Gefahr oder Nachtheil bereiten.

Seit Jahrtausenden wird Arzneikunst getrieben; über das Wie? zeigt die Geschichte ein buntes Gemälde der Vor- und der Jetztwelt.

Noch steht ein Heer der Streiter im Kampfe, ob das Gemenge aus zehnerlei Stoffen, oder die Kraft des Atoms das Wunder der Heilung bewirkt.

In jeder menschlichen Meinung liegt Wahres und Gutes; das Beste zu scheiden, zu wahren, ist nicht die Sache des Finders. Zeit und Erfahrung, die macht dem Kommenden leichter, aus Allem das Rechte zu wählen.

Jahrhunderte schwanden; Niemand dachte daran, den Armen ärztliche Hilfe zu schaffen. Auf eigene Hilfe gewiesen blieb des Volkes größerer Theil; so kamen Mittel allerlei Art als Nothbehelf unter das Volk. In einzelnen wirksamen Stoffen, in buntem Gemische aus Urzeit vererbt, oder Gemengen, von Ärzten empfohlen, und als Geheimniß verkauft — suchte man Rettung.

Wo Keiner die bessere Hilfe kennt, wird Jeder gefragt; Jeder theilt Rath aus; Jeder will helfen. — Die Hilfe liegt nahe. Wenige ahndeten es; Wenige glauben daran; es ist der innere Arzt, den Gott in jedes erschaffene Wesen gelegt hat; die Kraft, die das Leben erzeugt, es erhält, die allein ist's, die Tausende heilt; mit — und ohne Arznei; die ist's, die die Wunde des Bluts heilt, und dem Pflaster des Wundermanns Käufer verschafft; die den Schmerz des Geistes in China beim Einstich von Nadeln, in neuester Zeit (nicht ferne von uns) durch Atome bei geregelterm Leben gemildert.

Wer die Natur in ihrem geheimen Wirken am wenigsten stört, der ist der glücklichste Arzt; aber nur der wird's, der die Gesetze des Lebens erforscht, und schnell das Hinderniß kennt und beseitigt, das seine normalen Erscheinungen hemmet.

Was einst vielerlei Mittel bedurfte, heilt die neueste Heilkunst mit Wenig. Wo man einst hilflos verzweifelte, heilt das neuere ärztliche Wissen mit ver-

läßlicher Ruhe. Wo einst das Leben der Kranken unwissenden Betrieger, die aus dem Urine logen, hilflos preis stand, sorgt seit Maria-Theresia's weiser Verfügung der Staat für die Bildung besserer Ärzte.

Für Jeden ohne Ausnahme steht die gleiche ärztliche Hilfe bereit.

Während Alles zum Besseren schreitet, wurzelt noch alter schädlicher Wahn in der Meinung des Volkes. Freund, und berufener Helfer der leidenden Menschheit, deut' ich nur Einiges an:

Lebensessenz.

Getaushtes Volk, das sein Geld für solche Prolereien hingibt! Die einzige Lebensessenz ist Mäßigkeit, Arbeit, ein Leben in Gott. — Das, was als solche verkauft wird, ist Brantwein mit Gewürz und Aloe, die das Leben der Würmer zerstört; für Pferde gehört die letztere; für Menschen sind mildere Mittel.

Zu gleichem Gelichter gehört: le Roix, der englische Balsam, der Parier-Rosoglio. — Nie wird ein gewissenhafter Arzt solche Mittel anwenden, um Krankheit zu heben; aber das unerfahrene Volk schluckt das täuschende Wort als vermeintliche Hilfe! Ein Tropfen davon ins Auge gespritzt, welche Erregung wird folgen? — Ein gleiches Feuer beginnt, wo sie des Brantweins Ungewohnten gereicht werden; das leichteste Fieber wird zur tödtenden Entzündung gesteigert.

Weniger schädlich, aber gleich unnöthig als Volksmittel sind der Melissengeist, die Hoffmannstropfen und das Heer von Balsamen und Geistern. Brantwein ist in jeder Gestalt langsam zehrendes Gift. Wer sich seinem Genuße ergibt, für den wird er Bedürfniß; ein Heer von künstlich erregten Leiden macht seinen Fortgebrauch zur moralischen Pest, die im physischen Neflere unter der Form von Erhärtungen, Krämpfen, früher Consumption oder Wassersucht tödten.

Pillen.

Ihr Ruhm wird nach der Wirkung bemessen. Entleerung des Darmes ist ihr Zweck. Bei den Redfinger Pillen ist es die Kleinheit der Form, die sie den Menschen mit träger Entleerung als scheinbare Hilfe beliebt macht.

Alle bereuen den längern Gebrauch, denn alle drastischen Harze, die die Nerven des Darms zur Thätigkeit spornen, erregen, je länger je mehr, jene venöse Plethora des Leibes, die zuletzt als Lähmung sich rächt. Alles, wozu die Wurzel der Pflanze erkrankt, verlegt die Blüthe; so erstreckt sich das Ersterben des Darms bis zum Gewebe des Hirnmarks.

Als anderes Trugwerk vergiften die Laug'schen

Pillen bei längerem Gebrauche den Athem zu stinkendem Qualm; denn die Wunder, die sie bei chronischem Gichtschmerz bewirken, gehören dem Quecksilber zu, das sie verborgen enthalten, ein Mittel, welches in venerischen Leiden specifisch, nur in der Hand des klugen Arztes wirklich Arznei wird.

Milde Diät, Bewegung und Wasser macht alle Pillen entbehrlich.

Schwertfegerthee, Wind- und Gallthee, Muttertrank.

Viel mißbrauchter Absud von Senna, selbst von Ärzten als anscheinend mildes Purganz empfohlen, in der That reizend, und schädlich, wo im Hintergrund Entzündung vorhanden. Stets wird das Fieber verschlimmert, selbst vom Arzte, wenn der das Leben des Darms nicht höher als die Cloacke beachtet. Immer bleibt es vermessen, wenn Laien der Heilkunst, die Hebamme für Kind und Mutter den Arzt spielt.

Der Verkauf von allen Thee-Gemengen ist im Handel verbotnen; nicht um den kleinen Gewinn für Apotheker zu sichern, sondern zur Verhütung des Nachtheils, den Alles nach sich zieht, was nicht passend gewählt ist.

Nahe verwandt mit der Senna erkläre ich den Mißbrauch, den die Rhabarber verursacht. In der Hand des Arztes, mit Umsicht verordnet, gehört diese Wurzel zu den Gnadengeschenken des Himmels; als Hausmittel, im Beginne der Fieber gebraucht, ist sie absolut schädlich; wer sie geröstet gebraucht, hat Kohle statt Wurzel.

Pfeffer mit Brantwein, zum Vertreiben des Fiebers gebraucht, hat die schädlichsten Folgen. Statt des Wechselfiebers folgt meist Entzündung der Leber, oder Wassergeschwulst, und das kleinere Übel, in die Hand des Arztes betraut, in wenig Tagen behoben, wird chronisches Siechthum; hundertfältiges Beispiel beweist es.

Nur Unwissenheit entschuldigt den Irrthum; wer ihn wissentlich fortgesetzt, frevelt mit Leben.

Spanischer Brustthee, rothe Brustsalbe, Schwigpolver, Zahnpulver, Scorpion- und Regenwurmöl, Dachs- und Bärenschmalz und vieles dergleichen Begehrte erregen das Lächeln des Kenners.

Schade ums Geld; keines von Allen hat wirkliche Heilkraft; die größte dagegen der Mohnsaft; Gottesgabe in der Hand des verständigen Arztes, ist der Mißbrauch

des Theriaks

Schuld an tausend geopfertem Leben der Kinder. Opium ist der wirksamste Theil in der Theriakpflüchse; das Ho-

nig und die übrigen Gemenge verhüllen das Gift. Deshalb ist er verboten; wer ihn im Geheimen verschleift, wird wissentlich Mörder.

Urinbeschauer.

Weit um ist der Glaube verbreitet, die Krankheit lasse sich aus dem Betracht des Urins erkennen. Ja, Vieles zeigt dem Arzte der Anblick von allem, was der Körper überhaupt ausstößt. Auch er betrachtet den wässerigen Abfluß des Kranken; aber Betrieger ist Der, der in dem Volke den Glauben erregt, dieß Zeichen allein mache jede weitere Forschung entbehrlich. Geschüttelter, zersetzter Urin, in die Ferne verschickt, zeigt gar nichts. Zur wirklichen Kenntniß der Krankheit gehört die Untersuchung von mehr als dem Wasser; wer nach diesem Anblicke allein der Krankheit einen Namen ertheilt und Arznei gibt, beweist sich als Aelterarzt, zu denen das Volk noch immerhin Hang zeigt.

Wer krank wird, gleicht einem Verirrten im Walde. — Geht er auf gut Glück gerad aus, irgendwo erreicht er das Ende, selten nur dort, wo er's gewünscht. — Jede Krankheit hört auch auf — das Wenn und das Wie, bedingt nur zu oft die Wahl des Führers.

Folgt der Verirrte dem ersten Besten, der selber nicht heimisch, so tappen sie beide, bis Änderung eintritt. Meist geht es rechts und links und im Zirkel zurück. — Leider gibt es auch scheinbare Führer! Am täglichen Wechsel der Heilart sind sie erkenntlich. Der gute Führer weiß mit Bestimmtheit das Ziel, und ob es erreichbar. Kurz und sicher ist der Weg, den er einschlägt. Diesem allein sollte man folgen, aber gleich im Beginne der Krankheit, nicht dann erst, wenn die Gefahr auf's Höchste gesteigert. Jede Krankheit, klein oder drohend, fordert Einerley — richtige Hülfe. Zu diesem Zwecke stellte der Staat die Physiker auf. Außerdem sind es die Ärzte, die mit wenig Arznei ihren Zweck zu erreichen verstehen, die nur selten große Curen verrichten, weil sie die meisten Übel im Keime schon tilgen; die mit hellem Verstande besonnen über alle Verhältnisse des Lebens zu urtheilen vermögen, ohne ihr Wissen in Nimbus zu hüllen.

Groß und umfassend ist das Forschen des Arztes, ehe er wirklich zum Helfen heranreift; aber mit ruhigem Blicke erfasset der Kenner das Leiden des Kranken; in seiner innern Seele liegt der Maßstab der Hilfe; nicht im nächtlichen Durchwühlen alter Folianten, nicht im gemessenen Pathos, nicht im süßlichen Lächeln und Rücken vor Reichen; nicht Versprechungen zie-

hen ihn öfter dorthin, wo Vortheil ihm lächelt; nur das Maß der Gefahr besüßelt die Schritte und bestimmt die Zahl seiner Visiten.

Wer solch einem Arzte sein Leben vertraut, hat es in guten Händen verwahrt. Als werthvoller Lohn zolle Jeder Vertrauen und Achtung dem Arzte für das, was dieser bei jeder Erkrankung, außer der physischen Mühe, öffentlich einsetzt: Verantwortlichkeit für ein menschliches Leben, Ehre und Ruf.

Sein Eid läßt ihm das Erste als Höchstes erscheinen. Im Gefühle des hohen Berufs, wie Kleinlich erscheinen die Tönen, die ihn durch Versprechung des Danks zu größerer Theilnahme zu spornen vermeinen. Wer könnte wohl glauben, daß den fremdes Versprechen zu rühren vermag, der des eigenen Eides vergäße? — Für den zarter fühlenden Arzt sind demnach Wortversprechen verlegend; mehr noch — nach geleisteter Hilfe — die in Steyermark fast allgemein übliche Frage: „Was bin ich schuldig!“

Die Leistung des Arztes hat keinen andern Maßstab als das Gefühl des Kranken im Rückblick auf die Gefahr, aus der ihn die Kunst und die Theilnahme des Arztes entriß.

Wer um die Schuldigkeit fragt, fühlt keinen Dank. Es ist die Frage für den Pfann-Flicker passend, der zählt die Nägel und mißt die Größe des Blechflecks — in der Krankheitsgefahr ist ein Augenblick, ein einziger Rath entscheidend für's Leben. Unbemessen, frei und mit Achtung gespendet erscheine der Lohn für den Helfer, dem Vermögen und dem Gefühle des Dankes entsprechend!

Wer Keines von beiden besitzt, verschone den zarter fühlenden Arzt mit obiger verlegenden Frage.

Grätz am 14. Jänner 1837.

Dr. Oederka.

A n e k d o t e.

Bei einem Verhöre auf dem Stadtgericht in B. entstand folgendes Examen:

Referendarius: Wie heißt Sie?

Frau: Schulze.

Referendarius: Ihr Alter?

Frau: Oh so.

Referendarius: Was will sie damit sagen?

Frau: Nu — Herr Affendarius, wenn ich Schulze heessen duhe, muß doch mein Alter erscht recht Schulze heessen.